Goldene Blumen.

Criminalroman von **Champol.**

(2. Fortsetzung.)

Die beiden Schwestern sahen sich nicht ähnlich. Die soeben eingetretene — anscheinend die Aeltere; sie mochte zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre zählen, die andere achtzehn — war weniger hübsch, als die jüngere und namnetlich weniger ätherisch. Sie hatte ene kleinere, rundlichere Gestalt, hellblondes Haar und ein frisches, gesundes Gesicht mit etwas ernstem, sinnendem Ausdruck. In ihren Augen war auch entfernt nichts von versteckter Gluth, von Flammen sprühenden gelben Blumen oder dergleichen zu sehen. Diese blaben Sterne erinnerten vielmehr an zwei Vergißmeinnichte, und ihre Besitzerin war sicherlich das Hausmütterchen der Familie, deren emsigem Walten dieses Heim wohl seine heitere Frische und Sauberkeit verdankte. Die Mutter — wunderbar! Keine Spur von Aehnlichkeit bestand zwischen diesen drei Familiengliedern! Niemals hätte man diese beiden anmuthigen Mädchen für die Töchter der großen, tiefdunklen Frau gehalten, die sich soeben steif und eckig wie ein alter Unteroffizier Vincent gegenüber auf einem Lehnstuhl niedergelassen hatte und den Besucher unter ihren buschigen, gerunzelten Augenbrauen her fast feindlich betrachtete. Vincent hatte das Gefühl, als müsse er sich auf einen kriegerischen Sturmangriff gefaßt machen.

„Sie suchen eine Wohnung?" begann die Mutter.

„So ist es, gnädige Frau," murmelte er.

„Den zweiten Stock haben wir zu vermiethen. Die Wohnung ist klein, zwei Zimmer und Küche sammt Zubehör. Würde Ihnen das genügen?"

Sie sprach rasch mit heiserer Stimme, die etwas mürrisch klang, fast wie die eines schlechtgelaunten Obersten. Auch hatte die Dame eine gewisse militärisch bestimmte Art, geradewegs auf ihr Ziel loszugehen, die auf einen entschlossenen Charakter schließn ließ.

„Ja, das würde mir genügen," antwortete der junge Offizier etwas eingeschüchtert.

„So sind Sie wohl Junggeselle?"

Ja, gnädige Frau."

Die mächtigen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, so daß Vincent nicht anders glaubte, als man werde ihn im nächsten Augenblick vor die Thüre setzen."

„Die Wohnung ist nicht möblirt."

„Ich habe meine eigene Einrichtung."

„Sie haben Ihre eigene Einrichtung? Das lobe ich mir für einen Junggesellen!" Die alte Dame schien plötzlich die Waffen niederzulegen. „Ich habe es ja immer gesagt, mit dem Militär ist stets leichter zu verkehren als mit dem Civil. Ich spreche als Sachverständige, denn ich hatte zwei Stabsoffiziere zu Männern."

Ein halb unterdrücktes Lachen zu ihre Rechten veranlaßte die dicke Dame, sich umzuwenden. „Na, was giebt's, Estelle?" rief sie mit einem strengen Blick nach der hübschen, jungen Brünette, deren Gesicht in fröhlichem Uebermuth strahlte.

Dann fuhr sie fort: „Der erste war Major Desprez vom 53. Infanterieregiment; der zweite Major Lancelot von den Husaren. Vielleicht haben Sie von ihnen gehört?"

„Die Namen sind mir allerdings nicht unbekannt," stammelte höflich der Hauptmann.

„Das glaube ich wohl, denn beide waren vortreffliche Officiere. Doch diese Zeiten sind vorüber, ich bin nun Wittwe . . . und . . . Wollen Sie die Wohnung sehen?" sagte sie, die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit nachdrücklich von sich abschüttelnd.

„Wenn es nicht unbescheiden ist."

Vincent hatte sich erhoben, sie that desgleichen und ging ihm mit dem festen Schritt eines Kürassiers auf den Vorplatz voraus. An der untersten Treppenstufe blieb sie stehen und rief in befehlendem Tone und mit der Handbewegung eines Generals, der seine Ordonnanzen abfertigt: „Estelle! Germaine!"

Kindlich folgsam stiegen die beiden Mädchen die Treppe hinauf, wobei ein Flüstern und Lächeln indeß nicht von allzu großer Einschüchterung zeugte.

„Was diese allerliebsten Mädchen doch für eine komische Mutter haben!" wiederholte Vincent in Gedanken. „Sie sind wahrscheinlich Stiefschwestern, die Blonde wird Fräulein Desprey und die Brünette Fräulein Lancelot heißen."

Sie waren inzwischen die Treppe hinaufgestiegen und oben mit einem sauberen Dienstmädchen zusammengetroffen, das einen Schlüsselbund brachte. Die jungen Damen hatten sich tactvoll zurückgezogen.

Es war eine sehr freundliche Wohnung, wie man sie nur noch in alten Häusern trifft. Unter einem ungeheuren Dach lagen zwei große Zimmer mit breiten Doppelfenstern — Raum und Luft und Sonne und trauliche Eckchen in Fülle!

„Man könnte wahrhaftig glauben, diese Wohnung sei eigens für meine Möbel gemacht", sagte Gerbault zu sich selbst. „Hier die Truhe, dort der Glaskasten . . . und der große Waffenschrank . . . Zum Kuckuck, richtig, der große Schrank, wo könnte der wohl untergebracht werden?"

Fast aufgeregt zog er ein Metermaß aus der Tasche. Doch auch der Schrank fand Platz. Nun galt es, nicht mehr zu zögern.

Als er sich zum Hinuntergehen anschickte, zeigte das Mädchen auf eine, zu einem besonderen Ausgang führende Hintertreppe. „Der Herr Hauptmann können auch hier hinuntergehen."

Dieser Ausgang führte in einen kleinen, hinter dem Hause liegenden schattigen Garten, an dessen Ende sich ein Stall sammt Brunnentrog befand. Weder er noch sein Pferd hätte es besser treffen können. Nur eine Sorge quälte ihn jetzt, als er sich zu Frau Lancelot begab, die ihn, in ihrem Lehnstuhl sitzend, erwartete.

„Und der Preis, gnädige Frau?"

Ihre Stirne legte sich in unzählige Falten, so daß Gerbault sich auf eine riesige Summe gefaßt machte. Anstatt jedoch ihr Urtheil zu sprechen, rief sie von neuem ihre Adjutanten zur Entscheidung herbei.

„Germaine, nenne dem Herrn Hauptmann den Preis."

„Nun, was die früheren Miether auch bezahlten: dreihundert Franken für die Wohnung und hundert Franken für den Stall."

Die Summe war nichts weniger als zu hoch gegriffen, und so sagte der Hauptmann mit einer Verbeugung gegen Frau Lancelot:

„Gnädige Frau, ich bitte, mich als ihren Miether zu betrachten."

Dieser rasche Entschluß gewann das Wohlwollen der guten Frau.

„Das lasse ich mir gefallen, Herr Hauptmann! Immer rasch entschlossen, so gehört sich's für einen Soldaten. Das lernt sich, wenn man von einer Garnison in die andere verschlagen wird. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Ich glaube, ich bin beinahe in allen Garnisonen Frankreich's herumgekommen, sogar in Algier waren wir. Alle Vierteljahre hatte man einzupacken. Damals ließ man die Regimenter noch nicht wie heutzutage in ihren Garnisonen versauern, das gab dann aber auch rechte Männer und, wohlverstanden, auch rechte Frauen."

Vincent dachte, daß er ganz gern hier längere Zeit „versauern" würde, wagte jedoch diese Schwäche nicht einzugestehen, sondern fragte nur: „Und wann könnte ich wohl einziehen?"

Die in der Theorie so entschlossene Frau Lancelot schien sich in der Praxis gern an andere zu halten, denn wieder sagte sie in ihrem befehlenden Tone: „Germaine!"

„Ganz wie es Ihnen paßt, Herr Hauptmann", antwortete die hübsche Blondine.

Die heikelste Sache blieb indeß noch zu erledigen: „Gestatten Sie, gnädige Frau, Ihnen wie üblich, die erste halbjährige Miethe zu entrichten", sagte er, indem er möglich unauffällig zwei blaue Scheine auf die Tischdecke legte.

Frau Lancelot machte zwar einige Redensarten, ihr sich plötzlich aufhellendes Gesicht aber strafte sie Lügen. Der ordentliche und behagliche Zustand des Hauses schloß nicht aus, daß seine Bewohner sich in bescheidenen Verhältnissen befanden, und der Hauptmann freute sich herzlich, daß sein Geld der braven Officierswittwe erwünscht zu kommen schien.

Germaine schrieb eine Quittung, und schon fast als Freunde reichte man sich die Hände zum Abschied.

„Begleitet den Herrn Hauptmann, liebe Kinder", befahl Frau Lancelot, in ihren Lehnstuhl zurücksinkend.

Obwohl er dagegen eifrige Verwahrungen einlegte, gaben ihm die jungen Mädchen doch bis zur Hausthüre das Geleite. Estelle stieg sogar noch die Freitreppe mit hinunter.

Draußen blies ein heftiger Wind, der ihre schönen braunen Haare zerzauste und in den Falten ihres hellen Kleides spielte; Estelle aber athmete mit Genuß die kühle Luft.

„Ach, wie herrlich! Wie leicht man heute athmet!" Ihre Wangen färbten sich dabei fast gar zu lebhaft roth, und ihre Augen glänzten.

Die arme Kleine, sie ist gewiß schwindsüchtig! dachte Gerbault, und besorgt sagte er: „Gnädiges Fräulein, ich bitte, gehen Sie in's Haus zurück, Ihre Fräulein Schwester wartet auf sie."

Ein melodisches Lachen ertönte. „Sie haben Germaine für meine Schwester gehalten?"

„Allerdings . . ."

„Und Frau Lancelot am Ende gar für meine Mutter?"

„Ich muß gestehen . . ."

Sie lachte herzlich und erschien dadurch so hinreißend hübsch, daß der Officier die Unrichtigkeit seiner Vermuthung einsah.

Sie war die Freitreppe wieder hinaufgestiegen und rief nun von der Thüre aus mit schelmischem Lächeln: „Sie werden mindestens acht Tage brauchen, bis Sie unsere verwandtschaftlichen Verhältnisse herausgefunden haben."

Auf dem Rückweg beschäftigte sich Vincent Gerbault ernstlich mit der Lösung dieser Frage. Estelle war also nicht Frau Lanelot's Tochter. Germaine aber . . . da fiel ihm ein, daß er ja ein aufklärendes Schriftstück hielt, und die Quittung hervorziehend, betrachtete er die Unterschrift: Germaine Ramel. Also Ramel! Auch Germaine war somit nicht die Tochter Frau Lancelot's. Wer aber war sie dann?

Schließlich kam Vincent zu folgendem befriedigendem Schluß: Es sind wahrscheinlich Cousinen; Frau Lancelot ist ihre Tante, und das Haus gehört Germaine, da diese die Quittung ausgestellt hat!

Der Hauptmann betrieb seinen Umzug sofort mit großer Geschäftigkeit, so daß er schon am Abend des nächsten Tages mit all seinen Sachen von der neuen Wohnung Besitz ergriffen hatte. Das Durcheinander und Hin- und Herlaufen des Umzuges mußte, trotz aller Zurückhaltung beider Theile, nothgedrungen einige Begegnungen herbeiführen: hier und da auf der Treppe oder hinter einer angelehnten Thüre sah er eine liebliche Mädchengestalt auftauchen, und diese kleinen Unterbrechungen seiner Beschäftigung steigerten sein von Anfang an empfundenes behagliches Gefühl. Als er dann endlich eine freie Tischecke und einen freien Augenblick fand, warf er rasch folgende Zeilen auf's Papier:

Mein lieber Lepage!

Der Süden bietet entschieden einige anatomische Merkwürdigkeiten. In Tarascon hat man bekannte doppelte Muskeln, in Toulouse aber, wie mir scheint, doppelte Herzen. Ich wohne bei einer ehrenwerthen alten Dame, die zwei gleichwerthige Gatten beweint, und ich selbst bin im besten Zuge, mich in zwei junge Mädchen zugleich zu verlieben . . .

Schon wollte er den Brief schließen, da fiel ihm noch etwas ein, und so fügte er die Nachschrift hinzu:

Denkst Du noch manchmal an die Schöne mit den goldenen Blumen?

3.

Es war Sonntag, einer jener lachenden, Lebenslust und Wohlbehagen athmenden Tage, welche die Herzen von jung und alt, von arm und reich erfreuen. In der alten Hauptstadt des südlichen Frankreich's bot ein solch schöner, sonniger Wintersonntag noch einen besonders malerischen Reiz. Schon vom frühen Morgen an hatte das Geläute unzähliger Kirchenglocken die Luft durchzittert, von den Thürmen wurden alte Kirchenlieder und sonstige fromme Weisen geblasen, und kaum war eine verstummt, so antwortete ein anderer, so daß man die Stadt für eine einzige riesige, seit dem Mittelalter ununterbrochen gehende Spieluhr hätte halten können.

In Schaaren folgten die Gläubigen den frommen Mahnrufen. Ueberall sah man trippelnde alte Frauen mit dem Gebetbuch in der Hand, hastig vorwärts strebende Modedamen, die sich bei der Toiletteverspätet hatten, und sonntäglich aufgeputzte, langsam dahinwandelnde Familien. Aus allen Gesichtern, aus den Bewegungen und dem Klang der Stimmen sprach dieselbe lebhafte, ohne Scheu oder Zurückhaltung zur Schau getragene südländische Fröhlichkeit. Laut und ungenirt rief man sich über die Straße einen guten Morgen zu, und war man erst glücklich beisammen, dann gab es ein endloses Erzählen, Lachen und Scherzen, in das jeder, der gerade vorüberging, ohne weiteres hineingezogen wurde.

Umschwirrt von diesem lustigen Treiben empfand Vincent Gerbault zum erstenmal in seinem Leben ein Gefühl der Vereinsamung. Kam es von der fremden Umgebung oder berührte ihn, den ernsten, gesetzten Abkömmling des Nordens, das ungebundene Gebahren der Südländer unangenehm? Bald machte er die Entdeckung, daß er angesichts dieser allgemeinen Fröhlichkeit ein unklares Bedauern empfond, nicht auch eine alte Mama in die Kirche, oder eine liebe Schwester oder ein hübsches Bräutchen auf die Promenade, oder gar einen kleinen Quälgeist in einen der dicht von Kindern und deren Müttern erfüllten Gärten führen zu dürfen.

Selbst, als er mit seinen Kameraden zusammentraf, verlor sich dieses Gefühl der Vereinsamung nicht. Die lärmende Tischgesellschaft des Casinos, die flüchtigen Gespräche im Kaffeehause, das war schon recht für alltags — aber für den Sonntag, da sollte man sich doch an etwas anderem, Besserem erfreuen können.

„Wen könnte ich jetzt wohl besuchen?" fragte er sich im Verlangen nach einer gemüthlichen Unterhaltung.

Die officielle Aufwartung bei seinen Vorgesetzten und deren Frauen hatte er schon im Laufe dieser Woche gemacht, und so ließ er sich gegen zwei Uhr bei seinen Nachbarinnen melden. Es war der erste Besuch seit seinem Einzug, trotzdem fühlte er sich in dem kleinen Salon, wohin man ihn führte, schon fast wie zu Hause.

Auf den ersten Blick hätte man glauben können, das Zimmer sei leer und das Clavier spiele von selbst, denn das Clavier war so gestellt, daß seine hohe Rückwand die Künstlerin verdeckte. Diese vollendete ihr Stück, als die Thüre ging, und erhob sich dann.

Estelle's reizendes Gesichtchen tauchte auf. „Ah, Sie sind es, Herr Hauptmann!"

Mit ihrer natürlichen, von Gefallsucht freien Liebenswürdigkeit ging sie ihm wie einem alten Freunde mit ausgestreckter Hand entgegen. Der Offizier aber wurde bei der Berührung dieser zarten Hand von neuem Mitleid ergriffen, das seiner Stimme unwillkürlich einen warmen Klang verlieh.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich nicht schon früher meine Aufwartung gemacht habe, gnädiges Fräulein. Darf ich die Ehre haben, Ihre . . . Frau Major Lancelot . . ."

Wieder blitzte der so leicht sprudelnde kindliche Uebermuth aus Estelle's Augen. „Die acht Tage haben also nicht genügt?"

„Ach, leider nein", gestand er.

„Es ist allerdings nicht zu verwundern, denn die Verwandtschaft zwischen meiner Tante und mir kann man nicht errathen."

„Ihrer Tante also doch! Das dachte ich mir", sagte Vincent triumphirend.

„Ganz und gar nicht!" rief Estelle fröhlich auflachend. „Wir geben ihr diesen Namen nur aus Freundschaft. Da Sie den Sachverhalt aber doch niemals allein herausbringen können, so will ich Sie darüber aufklären, bis die Tante und Germaine kommen."

Sie forderte ihren Besucher zum Sitzen auf und fuhr heiter fort:

„Unsere Verwandtschaft herauszufinden, ist nämlich deshalb nicht gut möglich, weil gar keine besteht. Nur Wahlverwandtschaft, innigste Freundschaft verbinden uns. Das mag Ihnen etwas seltsam erscheinen, aber wir fühlen uns alle glücklich dabei."

Aus ihren großen, lebhaften Augen leuchtete ein zärtlicher Strahl, als sie, fast widerwillig von ihrer mittheilsamen Natur fortgerissen, weiter erzählte:

„Von Germaine ging der Gedanke aus. Sie ist hier bei uns überhaupt immer diejenige, welche die guten Gedanken hat. Tante Lancelot stellt die Ehrendame dar, das wirkliche Mütterchen aber ist Germaine. Ihre Eltern sind bald nach einander gestorben, und da sie nach ihrem Tode ganz allein auf der Welt stand, nahm sie in selbstlosester Weise zuerst Tante Lancelot, eine alte Freundin ihrer Familie, bei sich auf und später mich, die ich auch einsam und verlassen war. Obwohl sie nur drei Jahre mehr zählt als ich, so verbindet uns doch eine Zuneigung, nicht nur wie zwischen zwei Schwestern, sondern zugleich auch wie zwischen Mutter und Tochter, und daher kommt es wohl, daß ich Germaine so unendlich lieb habe."

In Estelle's Augen schimmerte es feucht, die feinen Lippen zitterten. Vincent Gerbault aber rührte diese kindlich offenherzige Gefühlsäußerung um so mehr, als er selbst ein Verständniß für warme Freundschaft hatte.

„Ich kann Ihnen dies sehr wohl nachfühlen, gnädiges Fräulein, denn auch ich habe einen treuen Freund, der mir fast das Elternhaus ersetzt."

„O, es ist unmöglich, daß Sie so mit ihm stehen, wie Germaine und ich!"

Die Heftigkeit ihres Widerspruches belustigte Vincent. „Warum denn nicht, gnädiges Fräulein?"

„Weil Ihr Freund nicht das für Sie gethan haben kann, was Germaine für mich gethan hat. Sie kennen sie eben noch nicht", fuhr sie, den letzten Rest ihrer Schüchternheit verlierend, fort. „Es gibt nicht so leicht ein zweites Herz auf dieser Erde, das dem ihrigen gleicht. Sie ist so edel, so zartfühlend, so thatkräftig! Man mag sich noch so unglücklich fühlen, sie weiß stets Hülfe und Trost. Sie ist die Güte und Klugheit selbst, und dabei von einer Bescheidenheit . . . Oh, Sie sollten nur ihre Malereien sehen, um nur von einem ihrer Talente zu sprechen! Nein, nein, Ihr Freund kann keinesfalls mit ihr in Vergleich kommen."

„Auf dem Gebiete der Malerei würde mein Freund sich allerdings nicht auf einen Wettbewerb einlassen können. Das ist aber auch nicht sein Gebiet, er ist Arzt."

„Ach so, Arzt!"

Estelle's Ton wurde plötzlich geringschätzig, ihr Ausdruck finster, fast hart. „Ich kann die Aerzte nicht leiden, ich verabscheue sie, denn sie haben mir schon zu viel Leid zugefügt. Sie behaupteten, ich sei zart und bedürfe der Schonung, so daß ich meinen Verwandten immer nur eine Last war.

„Jetzt, wo ich bei Germaine bin, quälen mich diese Doctoren auf andere Art, indem sie mir alles verbieten, was mir Freude macht. Sie wollen weder, daß ich tanze, noch daß ich des Abends ausgehe . . . Und singen soll ich auch nicht . . . mein einziges Vergnügen! Wenn es nach ihnen ginge, säße ich den ganzen Tag hinter dem Ofen und dürfte nicht einmal an die frische Luft, die mir doch so wohl thut. Aber ich gehorche ihnen nicht, oder ich thue nur, als gehorche ich ihnen, um Germaine zufrieden zu stellen, die sich eben auch von ihnen beschwatzen läßt. Ich begreife nicht, wie dies bei ihrer Klugheit möglich ist, denn die Thatsache, daß ich mich vollkommen wohl befinde, sollte sie doch eines besseren belehren. Die Arzneien allein schaden mir, und nur meiner guten Natur verdanke ich es, daß ich nicht schon längst daran zu Grunde gegangen bin."

Stolz richtete sie das zarte Köpfchen in die Höhe. Sie hatte diesem Fremden gegenüber ihre Gedanken nicht verbergen können. Allein, während ihr Mund von Leben und Gesundheit sprach, redeten die glänzenden Augen und die rothen Flecken auf ihren Wangen ganz leise eine andere Sprache: von Gefahr und frühem Tod.

Die Hast und Unruhe im Wesen des jungen Mädchens hatten sicherlich ihren Grund im unbewußten Vorgefühl einer kurzen Lebensdauer. In allem, auch im Freundschaftschließen, mußte sie sich beeilen. Und Vincent erwiderte das ihm entgegengebrachte kindliche Vertrauen, das er eben dieser krankhaften Unruhe zuschrieb, mit warmen Worten aufrichtiger Theilnahme.

Wie alte Freunde unterhielten sich die beiden jungen Leute, als Frau Lancelot endlich erschien.

Ohne Zweifel hatte sich die gute Dame so lange bei der Toilette aufgehalten, dafür sah sie jetzt aber auch um so stattlicher aus. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, dessen mit Stahlperlen gestickte umfangreiche Taille sie wie ein Küraß umschloß. Um ihre Schultern hing ein pelzverbrämter Mantel, und auf ihrem Hute wehte ein weißer Reiherbusch, der an den Federbusch eines Generals erinnerte. Die weißbehandschuhte Rechte hielt einen glänzenden Degengriff umspannt, dessen Spitze indeß friedlich in einem Sonnenschirm endigte.

Geblendet und ganz verwirrt, stammelte Gerbault: „Gnädige Frau sind im Begriff auszugehen?"

„Nein, nein, das eilt nicht; ich gehe erst um drei Uhr zum Militärconcert."

Der Officier bestrebte sich, die ihm vergönnte Zeit möglichst gut anzuwenden, allein leichte Salonplauderei war nicht Frau Lancelot's Sache, und so kam ihm Estelle bald zu Hülfe, indem sie sich an's Clavier setzte und heiter sagte:

(Fortsetzung folgt.)

Die größten Hafenplätze.

Eine Rangordnung für die Häfen der Welt ist auf Grund der neuesten statistischen Angaben aufgestellt worden. Das Maß für die Bedeutung eines Hafens giebt nach der heutigen Berechnung die Schiffsbewegung nach dem Tonnengehalt der ein- und ausgegangenen Fahrzeuge. In der folgenden Zusammenstellung sind die Schiffe nur bei ihrem Eingang in den Hafen aufgeführt, damit sie nicht doppelt gerechnet werden. Man kann unter den hauptsächlichen Häfen der Erde zwei Gruppen unterscheiden, je nachdem der Schiffsverkehr zwei Millionen Tonnen übersteigt oder sich zwischen ein und zwei Millionen hält. Die Häfen mit weniger als einer Million Tonnen können in einer solchen Liste nicht mehr berücksichtigt werden.

An der Spitze der ersten Gruppe steht als besuchtester Hafen der Erde London mit 10,177,023 Tonnen. An zweiter Stelle folgt ein ostasiatischer Hafen, nämlich Hongkong, an dritter Stelle ein amerikanischer, nämlich New York, an vierter Stelle als zweiter europäischer Hamburg, und dann kommen der Reihe nach Antwerpen, Liverpool, Rotterdam, Schanghai, Marseille, Genua, Kapstadt, Lissabon, Buenos Aires, Kopenhagen, Algier, Bremen, Melbourne, Sydney, Alexandria, Barcelona, Savannah, Le Havre, Triest und an letzter Stelle mit 2,030,218 Tonnen der jetzt so viel genannte japanische Hafen Yokohama. Dann folgen weitere 20 Häfen in der zweiten Gruppe mit 1—2 Millionen Tonnen: nämlich der japanische Hafen Nagasaki, Fiume, Philadelphia, Amsterdam, Durban (Natal), Rio de Janeiro, Dünkirchen, Gotenburg, Montreal (Canada), Odessa, Valparaiso (Chile), Venedig, Kronstadt, Vera Cruz (Mexiko), Kalcutta, Bombay, Riga, San Francisco, Bordeaux und Tampico (Mexiko).

Die irländische Auswanderung.

Cardinal Gibbons gibt allen auswanderungslustigen Irländern den guten Rath, zu Hause zu bleiben, und sein Rathschlag steht durchaus nicht vereinzelt da. Die Verhältnisse liegen heute eben anders, als vor 50 Jahren, wo die irländische Auswanderung eigentlich begann. Damals blieb der großen Masse der irischen Landbevölkerung nur die Wahl zwischen dem langsamen Hungertode auf der grünen Insel oder der Auswanderung nach den Ver. Staaten.

Heute hat sich die Lage geändert. Die Uebervölkerung, die vor Jahren eine Existenz unter den ärmeren Klassen beinahe zur Unmöglichkeit machte, ist nicht mehr vorhanden. Die neuen irischen Landgesetze geben dem irischen Landmanne Gelegenheit, sich und die Seinen ohne große Noth durch's Leben zu bringen, und die Chancen, die Amerika ganz besonders den irischen Einwanderern bot, sind beinahe ganz geschwunden. Heutzutage hat der Irländer die Politik und die politischen Aemter nicht mehr als eigenste Domäne in seinem unumschränkten Besitz, und die Zeit, wo der Irländer das fruchtbare Feld der Politik wird aufgeben müssen, weil eben die Politik kein fruchtbares Feld mehr sein wird, steht unmittelbar vor der Thür. Der beste Beweis dafür, daß die Ver. Staaten nicht mehr das gelobte Land des Irländers ist, liegt auch vor allen Dingen darin, daß gerade hier ansässige und wohlhabend gewordene Irländer ihren Landsleuten rathen, zu Hause zu bleiben. Man darf wohl annehmen, daß diese Männer wissen, wovon sie sprechen.

In vielen Fällen gleicht der Rath, der einem jungen Manne in Irland oder sonst einem Lande empfiehlt, in der Heimath zu bleiben, dem Samen, der auf die Steine fiel; der junge Irländer wird trotz alledem nach Amerika kommen, weil er weiß, daß hier die Chancen doch noch besser sind, als in der Heimath; es hat keinen Zweck, ihm von den hunderten zu erzählen, die hier schwerer als in Irland arbeiten müssen, um ihr Leben zu verdienen, denn er hält sich natürlich für aus besserem Stoffe geschnitzt als seine unglücklicheren Landsleute. Allein man darf hoffen, daß sich allmälig die Idee Bahn bricht, daß für den irischen Emigranten die Vereinigten Staaten nicht mehr sind, was sie waren, daß er in seiner Heimath gerade so gut vorwärts kommen kann, wie in der Fremde. (W.)

Der Selbstmordversuch im „Loop."

Die Zeiten ändern sich. Amerikanische Kunst läßt sich nicht mehr von Europa belehren, sie zieht über's Meer und erobert die Länder der älteren Kultur. Diese neueste Phase der amerikanischen Gefahr wird momentan durch den Siegeszug der „Schleifenfahrt" illustrirt. „Looping the Loop" heißt's bei uns. Die Kunst besteht darin, das Gesetz der Centrifugalkraft derart zu ergründen, daß man bei der Luftfahrt auf dem Zweirad nicht den Hals bricht. In letzterem Punkte hat uns Europa gründlich „geboten". Auf die Saison in Coney Island kamen vorigen Sommer nur zwei „Gestürzte". Die deutschen Großstädte haben es in 6 Monaten auf Elf gebracht, darunter 5 Todte.

Wenn es noch ein Kampfspiel wäre, wild und blutig, aber mit dramatischen Wendungen, wie die Gefechte im römischen Cirkus, so könnte man sich die grausame Lust der Zuschauer mit der Aufregung und Spannung erklären. Dazu sind die Nerven der jetzigen Unterhaltungsmenschen allerdings nicht mehr stark genug. Nur in Spanien weidet man sich noch immer an aufgeschlitzten Pferdebäuchen, blutenden Stieren und gelegentlich aufgespießten Toreros. In den anderen Kulturländern liebt man den Tod in der blutigen Form des Kampfes nicht mehr. Es genügen ein paar Sekunden athemlosen Bangens: ob das, was unten anlangt, ein lebloser Klumpen oder ein Mensch ist, der aufstehen und sich dankend verneigen kann. Die Grausamkeit ist schwächlich mit Wehleidigkeit gepaart. Der Wunsch des Zuschauers ist es offenbar, daß der Künstler mit knapper Noth einem gräßlichen Schicksal entrinne. Es ist ein menschenfreundlicher Wunsch, aber er ist aufrichtig.

Bisher wurden nur Männer bei diesem nützlichen Unternehmen verwendet; doch seit einigen Monaten zieht man in Europa auch Frauen heran. In München ist eine Dame gestürzt, die mit dem Automobil die Schleife kopfunter kopfüber durchfuhr. In Wien zieht man jetzt die Schleife in die Höhe, wenn der Selbstmord-Candidat sie durchrast — man verdoppelt also das Risiko und gleichzeitig die Eintrittspreise. Die neueste Verbesserung kommt aus Paris. Nicht mehr auf dem Rade sitzend, sondern in einem Reifen kauernd, durchrollte der Künstler die Schleife. Er überschlägt sich fünfzehn Mal von seiner hohen Abfahrt bis zur Ankunft am unteren Ende. Es fehlen jedoch noch verläßliche Sterblichkeitstabellen für diese unterhaltende Produktion. Der Künstler, der sie vornimmt, stürzte bisher nur einmal aus der Schleife, und es wurde ihm nur ein Ohr abgerissen. Eine optimistische Auffassung wird vielleicht darauf hinweisen, daß er ja noch ein zweites Ohr besitze . . .

(N. Y. M.-Journal.)

Eine türkische Legende.

Das Stambuler Blatt „Ma'alumat" bringt zur Kennzeichnung der nationalen Gegensätze in Mazedonien eine Legende, die gegenwärtig bei den Mohamedanern in Jedinz - Vardar im Schwunge ist. Als Mussa — der Friede sei mit ihm — (so beginnt die eine Legende) die ehernen Gesetzestafeln von Allah empfangen hatte, mühte er sich keuchend, die schwere Last hinab zu den Zelten seines Volkes zu schleppen. Da begegnete ihm Ibilis, der Teufel, der zwei schwer beladene Esel thalabwärts trieb. „Hilf mir, Du Stiergehufter", so sprach Mussa ihn an, „das Heil Allahs zu meinem Volke tragen." „Ich nicht," erwiderte der Teufel. „Ich muß begehrtere Waare zu den Käufern bringen." „Und was ist das für eine Waare, die begehrter ist, als die Gabe Gottes, des Allerbarmers, und wer sind ihre Käufer?" „Und der Teufel antwortete: „Der eine Esel trägt den Neid und der andere den Größenwahn, und Leides ist verkauft an die Serben und die Bulgaren."